

---

## CHRONIK

---

### Pfarrer Franz Greszl (1903-1987) zum Gedächtnis

Nunc dimittis servum tuum, Domine,  
Secundum verbum tuum in pace  
(*Canticum Simeonis*)

Soundsoviele Jahre im Weinberg des Herrn tätig gewesen, heißt es gewöhnlich beim Tode eines Priesters. Genau waren es 41 Jahre (1926-1967), eine schöne Zeitspanne, die heutzutage im weltlichen Bereich längst unbekannt ist. Zwanzig Jahre blieben ihm noch übrig, um seinen Namen in der Geschichte der ungarländischen Deutschtumsforschung zu verewigen. Diese zwanzig Jahre hat er redlich ausgenützt, wobei er sich wie eine brennende Kerze selbst verzehrte, wie mein Namensvetter Georg Tafferner in einem Nachruf in: »Unsere Post« (April 1987) betonte. Treffender lassen sich Leben und Wirken des Verstorbenen kaum umschreiben. Mit ihm verschied einer der Letzten, die sich über alle in Trianon gezogenen Grenzen hinweg dem tausendjährigen Deutschtumserbe im Donau-Karpatenraum schriftstellerisch verpflichtet fühlten. Mir stand er überdies auch aus dem Grunde nahe, weil ich zwei Jahre in Promontor<sup>1</sup> (heute 22. Bezirk von Budapest) in die Schule ging, wo Greszl am 27. März 1903 als Sohn eines Gastwirts in der Kalvarienberggasse Nr. 30 geboren wurde.

*Promontorium Eugenianum!* Eugenisches Vorgebirge, zur Herrschaft Csepel des Prinzen Eugen von Savoyen gehörig, welch ein nomen mit omen! Aber nicht nur das. Vater Franz war Vertrauensmann des UDV (Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins). In seinem Gasthaus gaben sich die deutschbewußten Männer Promontors ein Stelldichein. Diese deutsche Umwelt hat auf den Gymnasiasten, jungen Theologiestudenten und späteren Pfarrer nachhaltig eingewirkt, denn die Kulturnot seines Volkes brannte ihm auf der Seele. Seine theologischen Studien absolvierte er im Budapester Zentralseminar bzw. an der Péter Pázmány-Universität, wo er unter anderem den Banater Schwaben Anton Schütz, den seit Pázmánys Zeiten größten ungarischen Theologen und Philosophen, hörte. Diese Jahre haben seine späteren kirchengeschichtlichen Forschungen ausschlaggebend beeinflußt. Mit dem Doktorat ausgestattet hätte er genauso eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen können. Für seine Hinwendung zur ungarndeutschen Volkskunde und Kirchengeschichte hat sein Gymnasiallehrer, der spätere Univ.-Prof. Dr. Elmar von Schwartz, entscheidend beigetragen. An ein Weiterstudium in

---

<sup>1</sup> 1887 in *Budafok* magyarisiert.

Deutschland, wozu ihm Jakob Bleyer die Möglichkeit verschafft hätte, konnte nicht gedacht werden, denn nach den Worten seines Bischofs herrschte im Weinberg des Herrn große Not an Arbeitern.

Statt eines Studienaufenthaltes in Deutschland war es ihm vor dem Antritt seiner ersten Kaplanstelle vergönnt, durch mehrere Städte, namentlich durch München, Regensburg, Bonn, Köln und Berlin eine Studienfahrt zu machen, die ihn einige Jahre später teuer zu stehen kommen sollte. Die Stationen seiner Kaplansjahre waren: Raizenmarkt (magyarisch) mit der Filiale Wetsch (Szigetbecse, deutsch); Etyek (Edeck, deutsch); Sóskut (Salzbrunn, slowakisch); Érd (Hanselbeck, dreisprachig); Stuhlweißenburg (Konviktsleiter und Religionslehrer); Torbágy (Kleinturwall, deutsch); Bicske (Witscheke, magyarisch); Schambeck (deutsch) und schließlich als letzte Station Nagykovácsi (Großkowatsch-Großschmieden, 1936-1946), wo er als Pfarrer wirkte, obwohl ihm sein Bischof, Ludwig Shvoy, wiederholt versichert hatte: »Eine deutsche Pfarrei wirst Du nie bekommen«, denn Greszls deutsche Gesinnung war bekannt. Aber seine Ernennung zum Pfarrer war doch mehr ein Zufall, denn er mußte seinen Vorgänger im Amt, den erkrankten Geisa Felber, einen Komponisten von Kirchenmusik und Schwaben aus Kosmau im Schildgebirge, bereits vertreten. Nach der Aussiedlung, worüber er übrigens ein Tagebuch geführt und veröffentlicht hat, war er im Dienste der Diözese Rottemburg-Stuttgart ebenfalls an verschiedenen Orten, zuletzt sogar als Spiritual, tätig gewesen.

Schon in der alten Heimat entfaltete Franz Greszl eine rege schriftstellerische Tätigkeit. Auf Wunsch des Kollegen und Suevia-Pannonica-Vorsitzenden Dr. Adam Schlitt verfaßte Greszl ein curriculum vitae nebst einem index operum, die Schlitt in seine Würdigung zu dessen 75. Geburtstag einflocht (*Vom Wesen des Volkstums – Pfarrer Franz Greszl zum 75. Geburtstag*. Archiv der Suevia Pannonica 9 (1978-79) S. 68-75.) Ebenda, S. 148-150, mit einem Ausschnitt aus der Karte des Bleyer'schen Sammelwerk (*Das Deutschtum in Rumpfungarn*) über die Orte seines Wirkens in Ungarn veröffentlichte Greszl seinen index operum.

Der Index gliedert sich in folgende Abschnitte: A. Bücher; B. Meditationen; C. Theologische Aufsätze; D. pastorale Kleinschriften; E. Würdigungen; F. historische Beiträge; G. Volkskundliche Beiträge; H. Beiträge zum deutschen Kirchenlied; I. Erzählungen und Reisebeschreibungen; K. Kirchenpolitische Beiträge; L. Buchbesprechungen; L. Übersetzungen aus dem Magyarischen ins Deutsche. Die einzelnen Titel sind leider nicht durchgezählt. Die Feststellung der genauen Opuszahl bzw. Publikationszahl wird noch dadurch erschwert, daß die einzelnen Titel nicht deutlich abgegrenzt sind. Nach meiner Zählung dürften es rund hundert sein. Nimmt man noch die seitdem erschienenen Veröffentlichungen aller Art hinzu, so liegt die Gesamtzahl gewiß weit über hundert.

Greszl schrieb deutsch und ungarisch. Das Ungarische verwendete er in der liturgischen Zeitschrift »Alleluja« und in den »Egyházi Lapok« (Kirchlichen Blättern) sowie im Bischöflichen Amtsblatt. Ebenda übersetzte er die Fastenbriefe seines Bischofs und den Hirtenbrief der ungarischen Bischöfe zum Eucharistischen Weltkongreß 1938 ins Deutsche. Er bezeichnete sich stolz als Winzersohn. So ist es nicht verwunderlich, daß er seinen Einstieg in die Publizistik mit einer

»Erzählung aus uralten Zeiten« dieses Themenkreises bestritt. In dem Zeitungsartikel beschreibt er die *Weinlese in Promontor vor zweihundert Jahren* (Sonntagsblatt, 15. Oktober 1922, S. 7-8). Greszl gibt immer nur den Jahrgang an. Das »Sonntagsblatt« Jakob Bleyers schien ihm auch in den nächsten Jahren das geeignetste Organ zu sein, um religiöses und zum Teil weltliches Brauchtum zu würdigen. (Fronleichnam 1923; Fastengedanken 1924; Novembergedanken 1926; österliches Brauchtum 1927 und 1929; Grabinschriften in Szigetbecse 1926; das Krippenliedsingen 1926; Hochzeitsbräuche 1927; die Karwoche in Szigetbecse 1928; Grabinschriften in Edeck 1927). Dieselben Themen hat er ab 1952 in *Unsere Post* (Stuttgart) und in *Unser Hauskalender* (ebenda) fortgesetzt. Dadurch hat er zur Volkskunde des Ofner Berglandes wesentliche Beiträge geliefert. Im *Katholischen Hauskalender* (Budapest) P. Johann Georg Czurdas, den er 1963 in einer Würdigung den »Apostel der Ungarndeutschen« nannte, erschien von ihm nur ein Artikel (*Erntedank. Warum und wie zu gestalten?* 1942). Er führte in seiner letzten Pfarrei Nagykovácsi (Großschmieden) das Erntedankfest ein, das seine Pfarrei im ganzen Ofner Bergland in einen guten Ruf brachten.

Aber Franz Greszl war bei weitem nicht ein Geistlicher, dessen Horizont nur bis zu den Hottergrenzen seiner Pfarrei reichten. In einem Artikel der *Egyházi Lapok* (1927) wies er auf die »*Seelsorgerische Tätigkeit und die nationalen Minderheiten*« hin. Das war der Auftakt zu seinem zwei Jahre später viel Wirbel und Aufsehen erregenden Aufsatz über die *Nationale Eigenart und das Recht zur Muttersprache im Lichte der katholischen Heilslehre*, der 1929 in der Zeitschrift *Die Getreuen* (Berlin) des Reichsverbandes für das katholische Auslandsdeutschtum erschien. Darüber erfahren wir aus dem *Sonntagsblatt* nähere Einzelheiten. Schon 1927 mußte sozusagen die ganze Führungsgarnitur des ungarländischen Deutschtums gegen eine »angebliche Äußerung« Greszls in Leipzig »eine Verwahrung« einlegen. (Sonntagsblatt, 13. März 1927, S. 1, mit den Unterschriften von Dr. Jakob Bleyer, Johann Faul-Farkas, Dr. Guido Gündisch und Dr. Gideon Petz). All das freilich mit einem Seitenblick auf die Regierung, um diese nicht zu verärgern. Im Jahrgang 1928 von *Die Getreuen* veröffentlichte Greszl einen Artikel mit dem Titel *Gedanken eines ungarländischen Deutschen*. In Ungarn nahm man zunächst keine Notiz davon. Erst 18 Monate später wurde er publik und sofort setzte ein konzentriertes Feuer gegen den Kaplan Greszl ein. Für die »vaterländische« Einstellung des »Sonntagsblattes« war der ganze Vorfall natürlich peinlich, und darum versuchte es die nationalen bzw. chauvinistischen Wogen zu glätten, indem es unter dem Titel *Leidenschaftliche Anklagen gegen Kaplan Franz Greszl* am 16. Juni 1929 (S. 14-15) schrieb:

»Seit einigen Tagen erscheinen in der Budapester Presse leidenschaftliche Angriffe gegen den Kaplan Franz Greszl wegen eines Aufsatzes in der Berliner Zeitschrift *Die Getreuen*, der vor etwa anderthalb Jahren erschienen ist und wegen der Behandlung der deutschen Minderheit in Ungarn bedauerliche Ausfälle gegen das Ungarntum enthält. In der Presse wird auch berichtet, daß die Gemeinde Etyek im Einvernehmen mit dem Obergespan gegen den Aufsatz eine scharfe Verwahrung bei der Schriftleitung *Die Getreuen* eingelegt habe. Wie man uns aus Berlin von zuständiger Seite telegrafisch mitteilt, rühren die mit Recht beanstandeten

Stellen des Aufsatzes nicht von Kaplan Greszl her, sondern sind Zusätze der Redaktion Die Getreuen. Es ist infolgedessen recht und billig, mit dem Urteil über den peinlichen Fall solange zurückzuhalten, bis die Umstände der Drucklegung des Aufsatzes geklärt sind«.

Es war wirklich so, wie hier vermutet wurde, denn die scharfen oder verschärften Stellen stammten von der Redaktion der Zeitschrift. *Das Sonntagsblatt* erzwang eine Gegendarstellung bzw. Berichtigung, worin zugestanden wurde, daß die Schriftleitung aus redaktionellen Gründen Änderungen vorgenommen habe, wodurch Formulierungen entstanden seien, die in Greszls Manuskript nicht stünden. Selbst Bleyer fühlte sich bemüßigt, *Die Getreuen* quasi zur Ordnung zu rufen, wie das aus seiner Biographie von Hedwig Schwind hervorgeht. Dr. Schlitt zitiert in seinem angezeigten Artikel in *Archiv der Suevia Pannonica* aus beiden Aufsätzen einige Passagen, die Pfarrer Greszl als die Seinigen bekannte. Und diese lauten unter anderem: »*Muß einem nicht das Herz zerbrechen, über solch traurige Entwicklungen? Ist es nicht ein Vandalismus, so die völlige Entnationalisierung eines Volkes zu erzwingen? Und wir müssen sie dulden. Wir müssen zuschauen, wie früher blühende deutsche Ortschaften Ruinen deutscher Kultur werden, wie man mit dieser Proselytenmachung vor der Welt prahlt [...] Wir wissen, daß noch vieles zu Grunde gehen wird, bis wir mit unseren Rechten leben können*«.

Sehr richtig schreibt Dr. Schlitt, »daß diese Artikel von Franz Greszl die berühmten Parlamentsreden Jakob Bleyers von 1928 und 1933 im Kern geradezu vorweggenommen haben«. Bleyer hätte also keinen Grund gehabt, Greszl zur Ordnung zu rufen, da er in den genannten Jahren bzw. 1933 nahezu einen Orkan in der ungarischen Öffentlichkeit und in der chauvinistischen Presse entfacht hat. Aber er mußte beschwichtigend eingreifen, um das patriotische Gesicht seiner Bewegung zu wahren. Der kleine Kaplan erhielt von seinem Bischof striktes Schreibverbot und mußte sich von der deutschen Bewegung fernhalten. Dieser habe ihm damals gesagt, bekennt Greszl in dem Artikel Dr. Schlitts: »Eine deutsche Pfarrei wirst Du nicht bekommen«. Und derselbe Bischof stellte ihm vor der Ernennung zum Pfarrer von Nagykovácsi (Großschmieden) die Frage: »Franz, wirst nicht germanisieren?« Darauf antwortete der Kaplan schlagfertig und etwas verschmitzt: »Exzellenz! Die Gläubigen in Nagykovácsi sind ja Germanen, man braucht sie nicht zu germanisieren«. Diese Episode hätte sich in einer jeden anderen Diözese Ungarns abspielen können, denn der »Pangermanismus« lag überall in der Luft.

Der Bischof konnte jedoch nicht ahnen, daß in seinem »lieben geistlichen Sohn« – wie er seine Pfarrer anzusprechen pflegte – wirklich so etwas wie »Germanismus« steckte und daß dieser sich in geistiger Hinsicht auf dem Lande eingengt fühlte. Denn es ist mir bis heute ein Rätsel, warum Greszl nicht promoviert und die wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen hat. An der »Getreuen-Affäre« kann es nicht gelegen haben, denn darüber war bereits Gras gewachsen. Der Geist braucht bekanntlich Stille und Abgeschiedenheit, um sich zu entwickeln und zu entfalten. In der dörflichen Enge reiften seine künftigen Pläne heran. Er hatte allerdings einen hervorragenden Mentor, den ungarischen Historiker und

Urkundensammler, Georg Fejér, als Vorgänger im Amt. Fejér war 1796-1808 Pfarrer von Nagykovácsi. Greszl befaßt sich in seinem Großkowatscher Heimatbuch (S. 73-74) ziemlich ausführlich mit seinem berühmtesten Vorgänger, bemerkt aber dabei schmunzelnd, daß jener viele Zeit abwesend war, die er meistens mit Archivforschungen verbracht hat. Greszl bescheinigt ihm, daß er ein sozial sehr engagierter Pfarrer war. Die Opuszahl Fejérs beträgt über 180 Nummern, eine für die damalige Zeit unerhörte Zahl. Greszl selbst liegt mit seiner Opuszahl wohl weit zurück, aber er hat sich als Kirchen- und Kulturhistoriker über die Landesgrenzen hinaus einen Namen gemacht.

Aus seinem schriftstellerischen Schaffen sind drei selbständige Publikationen und eine Abhandlung hervorzuheben, die ich nachstehend einer kurzen Würdigung unterziehen möchte.

*Groß-Kowatscher Heimatbuch. Geschichte und Schicksal einer ungarndeutschen Gemeinde. Freiburg 1962. 208 S.* Die Vorgeschichte erzählt Greszl in einem »Vorwort«. Den Plan einer Gemeindegeschichte habe er 1938 gefaßt, sie sollte 1946 zum zweihundertjährigen Kirchenjubiläum erscheinen. Er habe einiges Material retten und anderes mit viel Mühe und Not herbeischaffen können. Die ersten Seiten zieren nebst dem Titel ein z.T. makabres Gemeindegewapp und eine Kartenskizze der näheren Umgebung. Greszl verzichtete im Inhaltsverzeichnis auf eine Gliederung nach weit sichtbarer Übersicht. Statt dessen fließen die einzelnen Titel ineinander. Trotzdem ist der Aufbau mustergültig und erleichtert durch die vielen Untertitel den Überblick über den Inhalt. Den ungarischen Namen hat die Gemeinde von den hier im Mittelalter ansässig gewesenenen königlichen Waffenschmieden erhalten. Er bedeutet auf deutsch »Großschmieden«, betont Greszl an einer Stelle. Der Ort ist eine der ältesten donauschwäbischen Gemeinden des Ofter Berglandes (1702). Anfangs gehörte er als Filiale zu Vörösvár (Rothenburg). Eine besondere historische Note erhält das Heimatbuch dadurch, daß Graf Stefan Tisza (1863-1918), der zweimalige Ministerpräsident und sogenannte »starke Mann« der Monarchie, hier begütert war und am Ort ein Kastell hatte. (Abb. S. 83). Die reiche und vielgestaltige Bebilderung ist ein besonderer Vorzug des Heimatbuches. Daß Greszl darin in üblicher Weise den Revolutionskrieg 1848/1849 einen »Freiheitskampf« nennt, darf bei der patriotischen Einstellung der Ungarndeutschen nicht verwundern. Der sogenannte »Freiheitskampf« (weg von Österreich!) hätte nämlich schon damals Trianon vorweggenommen, wenn der Kaiser nicht eingegriffen und dadurch Großungarn gerettet hätte.

*Der Donauschwabe und seine Kirche. In: Der Donauschwabe und sein geistiges Profil. Weg und Schicksal. Bearbeitet von Dr. Michael Lehmann. Stuttgart – Wien 1969. S. 118-150.* Der Beitrag fällt durch große Sachkenntnis auf. Bekanntlich hatte sich Greszl erst nach langem Zureden entschlossen, an der »donauschwäbischen« Festgabe für Josef Nischbach mitzuarbeiten. Er gehörte nämlich zum Kreis jener Ungarndeutschen, die mit »Donauschwäbisch« nichts oder nicht viel anzufangen wissen und daher diese Stammesbezeichnung ablehnen. Damit setzt er sich in der »Einleitung« auseinander und beruft sich unter anderem auf das von mir im Ulmer *Volkskalender der Donauschwaben* (1964, S. 63) mitgeteilte »donauschwäbische Bekenntnis« Jakob Bleyers aus dem Jahre 1932.

(Ebenso Jg. 1963, S. 152). Nach Greszl habe selbst Bleyer übersehen, daß in die von ihm geprägte Definition auch die Karpatendeutschen, d.h. die Slowakeideutschen, hineingehörten. Das ist freilich eine Falschinterpretation Greszls, denn die Donauschwaben bilden nur einen Teil der sogenannten »Deutschungarn« dieseits des Königsteiges, d.h. Siebenbürgens.

So schreibt er in der »Einleitung«: »Obwohl man das ehemalige ungarländische Deutschtum schlechthin als Schwaben bezeichnete, konnte ich mich nicht ohne Vorbehalte entschließen, es als Donauschwaben zu bezeichnen«. Dieser Begriff sei von Robert Sieger erst 1922 geschaffen worden und werde nur auf das Deutschtum von Budapest bis Orschowa angewendet. Er aber wolle ganz Pannonien, Ober- und Ostungarn berücksichtigen. Da hat Greszl recht, denn mit »Donauschwäbisch« wird seitdem – zum Teil aus »technischen Gründen«, wie man meint – auch Schindluder getrieben und man kutschiert damit in ganz Großungarn herum. Was jedoch Greszl in diesem Kapitel über den national-staatlichen Gedanken im 19. Jh. ausführt, verdient hervorgehoben und unterstrichen zu werden. In bezug auf die Revolution von 1848/1849 schreibt er: »Der Aufstand [!] in Ungarn 1848 war keine Revolution, sondern der Aufstand der Madjaren gegen die österreichische Bevormundung, beziehungsweise gegen die Habsburger. Darum konnte die Wiener Regierung die Nationalitäten gegen die Ungarn mißbrauchen [!]«. Der erste Teil dieser Prämissen ist richtig, wenn man von dem nichtzutreffenden Ausdruck »Bevormundung« absieht. Und was den »Mißbrauch« der Nationalitäten anbelangt, so ist hier dahingehend eine Korrektur angebracht, daß die Nationalitäten wußten, was 1843 in Pest und 1849 in Debresin gespielt wurde: Eine madjarische Republik ohne Rücksicht auf die Nationalitäten. Nur die sogenannten »Deutschungarn« (=Donauschwaben) merkten das nicht. Immerhin bedeuten diese Ausführungen Greszls eine völlige Abkehr von der sogenannten »Freiheitskriegs-Idee« 1848/1849. Logisch folgert er daraus, daß diese »Freiheitsideen« 1918 Großungarn sprengten, anstatt es – wie es Franz Ferdinand beabsichtigte – auf eine föderalistische Grundlage zu stellen.

Im anschließenden Kapitel über die kirchliche Eingliederung und seelsorgerliche Betreuung der deutschen Kolonisten geht Greszl im einzelnen auf die Kolonisation ein und macht sehr treffende Feststellungen, wehrt sich gegen den Vorwurf einer »Germanisierung«. Aus vielen Mosaiksteinen trug Greszl ein einprägsames Bild vom Donauschwaben und dessen Kirche zusammen. Seine kurzen Charakterbilder, z.B. dasjenige Alexander Geißweins, sind frappant. Der Banater Anton Schütz fühlt sich meines Ermessens schon als Magyare (vgl. S. 140). Was Greszl in dieser Abhandlung zusammengetragen hat, trägt lexikalischen Charakter.

*Tausend Jahre deutsches Leben im Karpatenraum. Eine kirchen- und geistesgeschichtliche Untersuchung. Stuttgart 1971. 228 S. Mit einem Geleitwort von Dr. Ludwig Leber.* Dem »Geleitwort« Dr. Lebers über die Bedeutung des Buches ist in allen Einzelheiten zuzustimmen. Er nennt das Buch ein »hervorragendes geschichtliches Werk«. Einem Buch von diesem mittelmäßigen Umfang und von dieser einfachen, unseriösen Ausstattung gesteht man nur ungern das schmückende Beiwort »Werk« zu. Aber hier kommt es nicht so sehr auf das äußere Er-

scheinungsbild, sondern vielmehr auf den Inhalt an. Was Dr. Leber darüber auszusagen hat, trifft durchaus den Kern der Sache. Er rühmt den Verfasser als treuen Mitarbeiter Jakob Bleyers. Greszl »leistete darüber hinaus seinen Teil mit unzähligen geschichtlichen und volkskundlichen Arbeiten auch auf dem Gebiet der Wissenschaft und Forschung«.

»Mit Freude muß es uns erfüllen, daß mit dem vorliegenden Werk ein Buch in die Öffentlichkeit kommt, das die Geschichte der Deutschen des ehemaligen großungarischen Raumes, namentlich die Geschichte der Südostdeutschen insgesamt, eingehend und umfassend behandelt. Die Geschichte der Deutschen des früheren Königreichs Ungarn beginnt bekanntlich nicht [erst] mit der Ansiedlung deutscher Kolonisten in Ungarn im 17. und 18. Jh., also nicht mit den »großen Schwabenzügen« dieser Zeit [...] sondern sie reicht zurück bis in die Zeit Karls des Großen«. Das Buch »wird sicherlich nicht nur von den engeren Landsleuten des Verfassers, den Ungarndeutschen, begrüßt und dankbar aufgenommen werden, sondern ebenso auch von den übrigen Südostdeutschen, den Jugoslawiendeutschen, den Rumäniendeutschen (Siebenbürger Sachsen und Banatern), den Burgenländern und nicht zuletzt natürlich auch von den Deutschen der Slowakei«.

Das Buch sei die Frucht jahrelanger, mühevoller Arbeit, ein geeignetes Hilfs- und Lehrbuch, ein Nachschlagewerk; es sei den Universitäts- und Staatsbibliotheken, sowie den Schulen für den Ostkundeunterricht wärmstens zu empfehlen. Schließlich lobt Dr. Leber die von Josef de Ponte geschaffenen Illustrationen und das sind: Pannonien unter den Karolingern (Skizze); die deutschbewohnten Gebiete Ungarns 1910 (worin nur das Schildgebirge fehlt); die Liebfrauen- oder Matthiaskirche in Ofen; Deutschensiedlungen (genauer: deutschbesiedelte Städte und Orte) im Mittelalter; die römisch-katholischen Bistümer in Altungarn; die römisch-katholischen Bistümer Rumpfungarns. Außerdem finden wir darin die Titelseite und eine Innenseite des (Maria) Kemender Wallfahrtsbüchleins (Fünfkirchen 1774) abgedruckt.

Im Sinne des *audiatur et altera pars* – Prinzips möchte ich den Verfasser selbst zu Wort kommen lassen. Er schrieb nur einige *Worte Zur Einführung*. Er bekennt: »Die gegenwärtige Arbeit will eine Lücke schließen. So eine Arbeit war schon längst fällig. Es fehlt nämlich ein Werk, das die Geschichte der deutschen Volksgruppen in Südosteuropa, vor allem im Karpatenraum, im alten Königreich Ungarn, in ihrem Zusammenhang darstellt«. Die deutschen Kolonisten seit den Zeiten Karls des Großen hätten nicht nur Kultur gebracht, sondern durch ihre Präsenz auch Ost und West verbunden. »Besonders der kirchen- und geistesgeschichtliche Zusammenhang in der Geschichte des Deutschtums in diesem Raum war noch nicht aufgezeigt worden [...]. Die Arbeit war nicht leicht und ist auch nicht vollständig. Aber der Versuch, den diese Arbeit darstellt, so glaube ich, ist geglückt und wird die jüngere wissenschaftliche Generation anregen, um weiter zu forschen und um weiter aufzudecken, was noch mit dem Schutt der Jahrhunderte bedeckt blieb«.

Werfen wir nun einen Blick auf das Inhaltsverzeichnis. Es enthält mit dem Personen-, Orts- und Sachregister sowie den Abkürzungen und Anmerkungen 71

Titel, die stellenweise nur durch Schiefdruck voneinander unterschieden werden. Schon diese Zahl allein veranschaulicht den im Buch verarbeiteten riesigen Stoff, der nach den Worten Dr. Lebers ganz richtig »eingehend und umfassend« behandelt wird. Auch den weiteren Lobhymnen Dr. Lebers auf das Buch wird man zustimmen müssen, indem dieses sehr wohl als Kompendium der Kultur- und Geistesgeschichte Alt- und Kleinungarns betrachtet werden kann. Greszl selbst bezeichnet sein Buch als »Lückenschließer«. Diese seine Meinung bedarf einer Korrektur. Vor ihm verfaßte Johann Heinrich Schwicker das erste zusammenfassende Werk über *Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen* (Wien und Teschen 1881. VI+509 S.). Abgesehen vom unterschiedlichen Umfang der beiden Werke liegt bei Greszl das Hauptgewicht auf der Kirchengeschichte, bei Schwicker auf der Nationalgeschichte. Obwohl Greszl erstaunlich belesen ist, fehlt in seinen Literaturnachweisen Johann Heinrich Schwicker. Dagegen ergeben sich Parallelen zum säkularen Werk von Fritz Valjavec, zu dessen vierbändiger *Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa* (München 1953-1965). Dessenungeachtet bleibt festzustellen, daß Franz Greszl auf engstem Raum das zweite zusammenfassende Werk über das Deutschtum in Groß- und Kleinungarn verfaßt hat. Greszls besondere Stärke sind die statistischen Tabellen über die einzelnen Diözesen bzw. Pfarreien mit dem Namen des Kirchenpatrons, den Matrikeln, den Sprachen und den Katholikenzahlen.

*Ofen-Buda. Entwicklungsgeschichte der königlichen Residenzstadt Ungarns im 18. Jahrhundert. Eine kirchen-, pastoral-, kultur- und kunstgeschichtliche Untersuchung im Lichte der Graner (Esztergomer) erzbischöflichen Visitationsprotokolle im Zeitraum zwischen 1686 und 1822.* München: Südostdeutsches Kulturwerk 1984. 144 S. und 21 Kunstbeilagen. Mit dieser kirchengeschichtlichen Monographie betrat Franz Greszl kulturgeschichtliches Neuland. Dazu schreibt er in seinem Vorwort: »Diese Arbeit will aufzeigen, wie parallel zur bürgerlichen Verwaltung sowohl die kirchlich-religiöse, kulturelle und soziale Betreuung und Zusammenfassung der Pionierbevölkerung voranschritt als auch wie eine Grundlage für die zukünftige Entwicklung der alten Residenzstadt gelegt wurde. Zur Schilderung dieser Geschichte wurden die zeitgenössischen Dokumente, Urkunden, literarischen Beschreibungen und Quellen herangezogen und ausgewertet«. Die Hauptquelle blieben die kanonischen Visitationsprotokolle, und das ist das Neue an der Konzeption dieses Buches. Bislang wurden nämlich die genannten Protokolle nur »ad hoc«, d.h. je nach Bedarf, herangezogen, aber noch niemals über ein Jahrhundert systematisch ausgewertet. Im Gegensatz zum vorhingenannten Buch weist das Inhaltsverzeichnis eine klare Übersicht auf, und zwar mit Ober- und Untertiteln. Das Buch war als eine Vorschau zum 300jährigen Jubiläum der Rückeroberung Ofens gedacht. Franz Greszl hat dadurch Budapest, in das seit 1950 seine Geburtsstadt Promoter einbezogen ist, ein schönes kirchengeschichtliches Denkmal gesetzt.

Aus dem inhaltlichen Aufbau des Buches wird zum erstenmal klar, welchen reichen geistesgeschichtlichen Stoff die Visitationsprotokolle bergen. Nebst diesen wurde natürlich auch die einschlägige Literatur herangezogen. Nach einer Rückschau auf das Mittelalter behandelt Greszl den Wiederaufbau nach 1686 und



dann der Reihe nach die einzelnen Pfarreien mit allen ihren religiösen und damit zusammenhängenden historischen Erscheinungsformen. Ihre Aufzählung ergäbe einen ganzen Katalog, angefangen von den Kapellen, Kreuzen bis zu den einzelnen Kirchenbauten. Das Buch ist als *pars pro toto* eine Dokumentation der Barockherrlichkeit des katholischen Altungarns. Greszl spricht in diesem Zusammenhang u.a. von einer *Pietas Austriaca* oder *Habsburgica*. Ich möchte dem auch die *Pietas Danubiosuebica* hinzufügen, wovon das katholische donauschwäbische Volk bis 1945 zehrte.

Eine besondere Beachtung verdienen die graphischen Zeichnungen und statistischen Tabellen, nicht weniger die Hochglanzbeilagen, zum Teil in Farbe. Eine ähnliche Publikation plante Greszl auch für Pest. Teile davon hat er in photomechanischen Verfahren publiziert. Am 6. März 1987 fiel ihm die Feder aus der Hand, kurz vor Vollendung seines 84. Lebensjahres, in Bühl (Südbaden). Franz Greszl war für die dreibändige donauschwäbische Kirchengeschichte, und zwar für das Teilgebiet Südwestliches Ungarisches Mittelgebirge (Buchenwald, Schildgebirge, Ofner Bergland mit Randgebieten) als Mitarbeiter vorgesehen bzw. eingeladen worden, aber er lehnte ab, weil er aus historischen Gründen zum »Donauschwäbischen« ein gestörtes Verhältnis hatte. Dieses sein Sonderverhalten sollte uns aber nicht daran hindern, ihn in die Schar der großen donauschwäbischen Historiker einzureihen. Er war ein würdiger und gläubiger Vertreter der *ecclesia scrutens et investigans*, der forschenden und suchenden Kirche, wofür er sein Privatvermögen opferte.

So gehört er in eine Reihe mit Michael Haas, Eugen Szentkláray, Joseph Brüstle, Leo Hoffmann und Michael Lehmann. Er übertraf allerdings alle seine Vorgänger durch seine räumliche und zeitliche Gesamtkonzeption. Das kam nicht von ungefähr, denn er kam genau aus der Mitte eines ehemaligen tausendjährigen Reiches. Hier hatte er seine Ausbildung genossen, geistige Wurzeln geschlagen und den Antrieb zu seinem wissenschaftlichen Schaffen erhalten. Als Forscher und Wissenschaftler erwies sich Franz Greszl als Meister, als Beherrscher des Details. Aus Details und Mosaiken setzte er seine Werke zusammen. Dieses Vorgehen basiert nach Jakob Bleyer auf der Achtung vor dem Kleinen, von dem man stufenweise zum Großen, zum Gültigen gelangt. Das hat uns Franz Greszl vorgeführt und als Erbe hinterlassen.

*Anton Tafferner*

*München*